

Werk

Titel: Reise des Herrn von Bretschneider nach London und Paris

Autor: Bretschneider, Heinrich Gottfried

Verlag: Nicolai

Ort: Berlin; Stettin

Jahr: 1817

Kollektion: Itineraria

Werk Id: PPN250545381

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PID=PPN250545381> | LOG_0027

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=250545381>

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain these Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

erlaubte mir den freien Zutritt zu seiner Person, und verwies mich übrigens in allem an Mr. G. Endlich, zwei Tage vorher, ehe der Hof nach Versailles zurück ging, brachte mir Mr. Gerard, ungebeten und unverhofft, eine vom Duc D'Anguillon unterzeichnete Anweisung auf hundert neue Louisd'or, welche ich auch noch an dem nämlichen Tage in Speciebus empfing. Nun war alles Leid vergessen, von London bis Conventry, und von Calais bis Paris. Mit diesem Gelde durfte ich mich nach Paris verfügen, und da einige Tage aufhalten; denn der Tag, wann ich eigentlich in Versailles eintreffen sollte, wurde mir nicht bestimmt vorgeschrieben. Ich rechnete ab mit meinem Herrn Chapeaumont, bezahlte ihn ohne Abzug, und wurde von ihm freundlich eingeladen, auf das künftige Jahr wieder im silbernen Löwen einzufehren.

Siebenzehntes Kapitel.

Paris.

Mein Erstes in Paris war, meine und Herrn Freyfeld's Angelegenheiten in Ordnung zu bringen; das ist, ich lösete alles ein was versetzt war, und gab F. Beweise meiner Erkenntlichkeit, ohne meine wahren Verhältnisse ihm zu entdecken.

Ich schrieb auch nun an meine Frau, und meldete ihr die glückliche Veränderung unseres Schicksals, ohne mich in ein Detail darüber einzulaf-

zulassen; ich wies ihr Geld an, um eine eigene Wohnung zu beziehen, und sich aus der Abhängigkeit von ihrer Mutter zu setzen. Sie hat eigentlich nie Noth gelitten, denn ihre Mutter ließ ihr und ihren Kindern nichts abgehen. Ich wußte das, und war doch um sie immer sehr bekümmert; aber jetzt, da sich Aussichten aufklärten, die mich bald in den Stand setzen konnten, meine Familie zu mir kommen zu lassen, da grämte ich mich freilich weniger, fand aber auch nach Prüfung meiner selbst, daß gekränkter Stolz vielen Antheil an meinem Kummer gehabt hatte. Ich mußte eine zeitlang stillschweigend zugeben, daß ich mein Weib nicht ernähren konnte. Ehe ich nun von Paris ab- und nach Versailles, den Ort meiner Bestimmung, gehe, will ich, von der Menge der mir vorgekommenen Nebengeschichten, und meinen damit verknüpften Beobachtungen, nur drei Beispiele anführen; das eine von französischer Herablassung aus Höflichkeit; das zweite von deutscher Redlichkeit eines französischen Bürgers; und das dritte von einem großen Grade Reichstädtischen Stumpfsinns deutscher Junker in Frankreich. Ich war mit Freyfeld in einem Kaffeehause; wir setzten uns in eine Ecke, und sprachen deutsch mit einander. Ein zierlich aufgepuzter Abbé näherte sich unserm Tische, und fragte mit vieler Höflichkeit „Was das für eine Sprache sey, die wir redeten? Ich sagte ihm — Deutsch; und was bekam ich da für ein Kompliment? Sollte man glauben, daß die Franzosen auch sogar den allgemein angeborenen National-Stolz, ihrer geschmeidigen, feinen Lebens-

bensart aufopfern können? — Allemand? sagte er „quel accent? quelle langue! la françoise n'est qu'un jargon en comparaison d'elle.“ —

„Pardon, Mr. l'abbé; la langue françoise est la Reine de toutes les autres langues.“ —

„La Reine? oui! peut-être; mais pour rendre justice à tout le monde: la votre est l'impératrice de toutes les autres langues vivantes ou mortes.“ Bien de bonté, Monsieur l'abbé! —

Wenn Sie aber bei diesem kurzen Dialog nicht ein so gar ehrliches Gesicht hätten machen können, daß ich, nolens volens, glauben mußte, Sie sprächen von Herzensgrunde: so würde ich nicht umhin gekonnt haben, den Werth ihres artigen Kompliments gehörig zu würdigen.

Einst trat ich gegen Abend in einem schlechten Ueberrocke in ein Haus, vor dem ich eine Tafel gesehen hatte, mit der Ueberschrift: *Baltasar, Horloger de Madame la Dauphine* — Ich verlangte eine tombackne Uhr! Er hatte keine tombackne oder silberne, und fragte: „Warum ich keine goldene kaufen wollte. Antw.: Weil ich nicht so viel Geld habe.“ Wenn das ist, mein Herr! so ist es mir lieb, daß Sie zu mir gekommen sind; denn ich habe hier eine von mir selbst gefertigte gute Uhr, die ein Spieler von Profession bei mir bestellt hat, für 8 Louisd'or. Er mußte mir 3 Louisd'or vorauszahlen, und brachte vorgestern den Rest mit 5 Louisd'or; ich konnte aber die Uhr nicht eher als heut, versprechen, weil
noch

noch etwas daran zu machen war. Heute früh kam er, und bat mich, ihm die 5 Louisd'or zurück zu geben, weil er in der Nacht alles sein Geld verspielt hatte. Er mußte Verzicht thun auf seine drei Louis Darangabe, und Sie mein Herr, können nun in sein Recht treten, und brauchen mir nur 5 Louis dafür zu zahlen." Ich nahm diese Geschichte für einen gewöhnlichen Kunstgriff, ließ mir aber doch die Uhr zeigen, und fand sie, so weit meine Kenntniß reicht — gut; und warlich! sie war es, denn ich trage sie noch diese Stunde, und sie hat mir in den dreißig Jahren, in denen sie mich durch manches Land begleitet hat, sehr wenig für Reparatur gekostet. Ich bezahlte die 5 Louis neuf, und Mr. Baltasar bat mich, die Uhr den folgenden Tag Mittags abzuholen, weil er noch etwas daran zu richten hatte.

Zum Unglücke für mich, war ich diesen Mittag, besser gekleidet, als den Abend vorher. Wie ich also eintrat, und meine Uhr verlangte, wurde ich fürs erste mit finsterem Gesichte empfangen, und als er mir die Uhr gab, nahm er das grüne Uebergehäuse davon, und schob mir die Uhr, auf dem glatten Tische mit Unwillen zu. Ich fragte: haben Sie mir das Gehäuse nicht mit verkauft? — Nein, mein Herr! „und wenn ich gewußt hätte, was ich jezo weiß, so hätten Sie die Uhr unter 8 Louis nicht bekommen. Sie kamen aber gestern in einem abgetragenen Ueberrocke, und stellten sich arm — und das ist nicht hübsch, mein Herr!“ „Also, mein lieber Herr Baltasar, glauben Sie

Sie

Sie daß alle Leute reich sind, die einen guten Rock anhaben? „Nein, das glaube ich nicht, ich glaube aber, daß wer einen solchen Rock, wie Sie heut haben, bezahlen kann, auch eine solche Uhr, wie diese, nach ihrem wahren Werthe bezahlen sollte.“ Alles das sagte der alte Mann mit soviel Ueberzeugung und Würde, daß man an seiner Ehrlichkeit gar nicht zweifeln konnte; und der Erfolg hat es bewährt, denn noch jetzt nach dreißig Jahren wäre mir diese Uhr um 8 Louis nicht feil. — Mir scheint diese Anekdote nicht so geringfügig, wie manchem, dem ich sie erzählt habe. Einen gerechten, uneigennütigen und gutherzigen Mann wie dieser war, zu treffen, ist keine gewöhnliche Sache, und was der Menschheit Ehre macht, soll man nicht verbergen.

Auch Beispiele unerhörter Albernheit müssen nicht verhehlt werden. — Ich führte einst zu Mittage Freyfeld in ein Speisehaus; da wurden wir nach dem Essen, als wir eben fortgehen wollten, im Vorhause von einem jungen Menschen mit vielen Krassfüßen deutsch angeredet: „Er habe uns aus der Küche im Speisezimmer deutsch reden hören, und gleich gemerkt, daß wir gnädige Herrn aus Deutschland wären.“ — Gut, und was ist denn also ihr Begehrt? — Ihre Gnaden, ich bin ein Chirurgus; hier ist mein Lehrbrief; und sehen Sie nur, ich bin mit zwei jungen gnädigen Herren H** aus N** von ihren Ältern hieher auf Reisen geschickt worden: aber nicht als Bedienter, auch nicht als Kammerdiener — sondern, als et-
was

was mehr. Denn — belieben Sie nur zu lesen; ich habe eine schriftliche Instruction von dem Excellenz, gnädigen Herrn Vater meiner jungen Herren, unterschrieben; worin mir die Macht gegeben wird, sie auch allenfalls, wenn ich es für gut befinden würde, arretiren zu lassen.“ — Ich las die Instruction, und fand zu meinem Erstaunen alles wörtlich wahr. „Wo sind denn Seine gnädige Herren? Sie wohnen hier im Hause im zweiten Stocke; wir sind schon länger als einen Monat hier; sie gehen aber nicht aus, weil sie die Sprache nicht verstehen, wollen sie Ihre Gnaden besuchen, so will ich Sie hinaufführen. — Das alles kam mir so abentheuerlich vor, daß ich mit F. hinauf stieg, und was fanden wir da? — Zwei junge Burschen von 20 bis 24 Jahren, in beschmutzten Schlafrocken, aus großen meerschäumenden Pfeifen Taback dampfen, in einem übel eingeräumten Zimmer, an einem Tische, worauf die Reste von der Mittagsmahlzeit — die, wie sie selbst sagten, für den Abend aufgehoben würden — zusammengeschoben waren: um Platz zum Mariagen-Spiel zu gewinnen, womit sich die jungen Herren unterhielten. Eine Frage gab die andere. — „Also, meine Herren! sind Sie schon vier Wochen in Paris? Antw.: „Ja.“ „Was haben Sie schon alles gesehen, was haben Sie für Bekanntschaften gemacht? An wen sind Sie adressirt?“ — „An unsern Banquier; wir waren ein Mal zu Mittag bei ihm eingeladen, seine Frau ist aber zu stolz; wir gehen nicht wieder hin; außerdem sind wir noch gar nicht ausgegangen: denn wir können nicht

nicht mit den Leuten reden, und müssen erst die Sprache lernen. Deswegen haben uns unsere Altern nach Paris geschickt, und wir haben einen Sprachmeister, der uns versichert, daß wir bald recht gut würden sprechen lernen; er giebt uns alle Tage zwei Mal Lektion.“ Aber wenn Sie auch die Sprache nicht verstehen, so sollten Sie doch bei dem schönen Wetter die öffentlichen Spaziergänge der Stadt besuchen, um Menschen zu sehen und frische Luft zu schöpfen. — Ach, Spaziergänge! — ja die haben wir in N** so gut, und so schön als hier. — Sind Sie da gewesen? da ist eine Wiese, wo man recht charmant spazieren gehen kann, und die Dörfer um die Stadt herum, wo so gutes Bier gebraut wird. — Warum sind Sie nicht lieber zu Hause geblieben, Sie hätten wahrlich gescheiter gethan. „Ja! unsere gnädigen Altern haben nicht anders gewollt; da fragen Sie nur den Johann: was das für Leute sind, und aus welcher Familie wir abstammen.“ — Bei so bewandten Umständen wünsche ich Ihnen guten Fortgang im Französischen, damit Sie nach ein paar Jahren die Pariser Luft kennen lernen; denn auf die Art, wie Sie zu Werke gehn, werden Sie wohl noch einige Zeit brauchen, bis Sie unter Menschen sich können sehen lassen. „O nein, es ist uns alles vorgeschrieben; wir dürfen hier nur noch einen Monat bleiben, und in dieser Zeit sollen wir auch auf ein paar Tage nach Versailles gehen.“ — Nun da werden Sie mich vielleicht finden; denn ich gehe auch dahin, um mich da einige Zeit aufzuhalten. „Aber wo können wir Sie